

Mit und von dem Kanon lernen

Zur Unterrepräsentation von Wissenschaftlerinnen im angestrebten Lehrkanon der Soziologie

von Paul Buckermann

Dieser Text knüpft an die jüngsten Beiträge in der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zu einem potenziellen soziologischen Lehrkanon in Deutschland an. Die bisherigen Ergebnisse werden bezüglich der Präsentation und Repräsentation von Soziologinnen neu gelesen. Im Zuge einer Problematisierung von Semantiken des Kanonischen wird auf die implizite Unterrepräsentation historischer und zeitgenössischer Soziologinnen in Lehre, Forschung und Publikationsbetrieb hingewiesen. Der soziologische Betrieb als privilegierter Rahmen der Wissensproduktion, organisierte Disziplin und Teil dieser Gesellschaft wird damit unter Einbezug von Ergebnissen der Geschlechterforschung selbst Gegenstand soziologischer Analysen und Interventionen. Der Beitrag versteht sich als konstruktiver Einwurf in ein noch frühes Stadium der Debatte und plädiert für eine offene, reflektierte und diskriminierungssensible Weiterführung innerhalb der Disziplin.

81

abstract

Auftakt: Kanon und Konflikt

Die Frage nach der Relevanz einzelner soziologischer Texte und Ansätze stellt sich Studierenden, Dozent_innen oder Forschenden ständig. Welchen Text sollte ich in einer Hausarbeit zitieren und welchen nicht? Womit soll ich beginnen, wenn ich die Geschichte der Soziologie studieren will? Welche Ergebnisse haben genug disziplinären Impact, um weiter diskutiert zu werden? An welche soziologischen Traditionen sollen wir in

unserem Forschungsantrag Anschluss suchen? Welche Denker_innen finden Platz in der Grundlagenvorlesung, wer ‚rutscht‘ in vertiefende Seminare und was wird curricular überhaupt nicht berücksichtigt? All diese scheinbar profanen Fragen des soziologischen Betriebs berühren Momente des Kanonischen. Anstatt nun diese pragmatischen Probleme lösen zu wollen, widme ich mich anhand einer neueren Debatte der Frage, in welchem Verhältnis kanonische For-

mate, gesellschaftliche Marginalisierung und die jeweils historische Verfasstheit der Disziplin stehen.

In einer Sammelbesprechung von Fachlexika und Lehrbüchern zu soziologischen Grundlagen bezeichnet Andreas Reckwitz einen Kanon als eine „intellektuelle Konfliktzone“, um die herum sich einerseits die „häretische Kritik an seiner Selektivität, seiner Verhinderung des Neuen, seiner Orthodoxie“ und andererseits die „Beschwörung einer gemeinsamen, vorgeblich nicht anzweifelbaren ‚Tradition‘“ (2002: 247) ansammelt. Die in der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) von Jürgen Gerhards (2014a) jüngst angestoßenen und von Alexander Lenger et al. (2014) ergänzten Erhebungen zu einem soziologischen Lehrkanon an deutschen Universitäten sowie Nicole Holzhausers methodenkritischen Beitrag (2015) will ich um einen konstruktiven Einwurf in genau diesem Spannungsfeld ergänzen. Ziel ist die Thematisierung des von Gerhards nicht benannten und von Lenger et al. nur knapp erwähnten Geschlechterverhältnisses in den von Professor_innen (Gerhards 2014a) und Studierenden (Lenger et al. 2014) präferierten Autor_innen. Aufgrund der veröffentlichten Ergebnisse plädiere ich wie einige Autor_innen vor mir erneut für eine konstruktive Reflexion, um die Debatte um einen soziologischen Kanon für mittelbare und implizite Ausschlussme-

chanismen zu sensibilisieren sowie um eine Reproduktion von tradierten und gesellschaftsweiten Differenzstrukturen und deren Folgen zu vermeiden (vgl. u.a. Spraque 1997; Connell 1997; Honegger/Wobbe 1998a). Die Soziologie bietet hierzu bereits Theorien und Methoden, um solche Tiefenstrukturen der Gesellschaft zu identifizieren, zu entschlüsseln und zu kritisieren. Als organisierte Disziplin, privilegierter Rahmen der Wissensproduktion und Teil dieser Gesellschaft wird der soziologische Betrieb damit selbst Gegenstand soziologischer Untersuchungen und Interventionen. In diesen steckt das Potenzial, die disziplinären Praxen vor den eigenen Forschungsergebnissen zu reflektieren.

Ähnlich wie Reckwitz schreibt Dirk Kasler in der Rezension zu dem Essayband *Frauen in der Soziologie* (Honegger/Wobbe 1998b):

Seit Jahrzehnten fordert die faktische Dominanz westlicher, judäo-christlich geprägter, männlich definierter, von Menschen weißer Hautfarbe beherrscher und aus der Gedankenwelt des letzten Jahrhunderts stammender Vorgaben bei der bisherigen Identitätskonstruktion der Soziologie systematischen Widerspruch heraus. (Kasler 1998)

Kritische Anmerkungen haben also Tradition. Die jüngste Diskussion zeigt aber, dass eine Reflexion darüber nicht an Notwendigkeit verloren hat. Mein Bei-

„Als organisierte Disziplin, privilegierter Rahmen der Wissensproduktion und Teil dieser Gesellschaft wird der soziologische Betrieb damit selbst Gegenstand soziologischer Untersuchungen und Interventionen.“

trag kann dabei nur einen Teil darstellen und die Diskussion sollte anhand beispielsweise klassistischer, rassistischer oder (post-)kolonialer Differenzkategorien reflektiert werden. Auch an die neuen Überlegungen um die soziologische Grundlagenbildung sollte die Frage der Kunsthistorikerin Griselda Pollock gerichtet werden, „WHAT IS THE CANON – STRUCTURALLY?“ (1999: 9, Schreibw. i. Orig.). Im weiteren Verlauf fasse ich die publizierten Ergebnisse zu einem soziologischen Lehrkanon zusammen und ziehe aus ihnen eigene Schlüsse. Anschließend wird die generellere Idee eines Kanons skizzenhaft problematisiert. Vor diesem Hintergrund liefern abschließend kurze empirische Einsichten zum Geschlechterverhältnis von Soziologieprofessor_innen und der jüngeren Literaturgrundlage zu ‚Klassikern der Soziologie‘ Hinweise auf einen (mindestens!) geschlechterbezogenen Bias, der in der weiteren Diskussion offen reflektiert werden sollte.

Bisherige Ergebnisse der Debatte um einen soziologischen Lehrkanon

Vor dem Hintergrund einer steten Ausdifferenzierung der Soziologie sowie dem quantitativen, qualitativen und technologischen Wandel von Publikationstätigkeiten beschäftigt Gerhards die Frage, ob „es einen Bestand an Autoren und Texten der Soziologie [gibt], der jenseits aller Spezialisierungen als verbindlicher Kanon gelten kann“ (2014a: 314). Hierzu bat er 32 Kolleg_innen, ihm ihre ‚Top Ten der Soziologie‘ für ein geplantes Hochschulseminar zu nennen. Auf Basis von 23 Antworten der geschlechtlich nicht näher bestimmten Befragten (vgl. für ausführliche Methodenkritik Holzhauser 2015) nennt Gerhards folgende Ergebnisse für die universitäre Lehre im Fach Soziologie. Aufgrund einer hohen Anzahl von genannten Autor_innen und soziologischen Schulen stellt Gerhards fest, dass es kaum einen „Konsens im Hinblick auf einen Kanon von Texten, der als verbindlich erachtet werden kann“ (2014a: 317), gebe und die Soziologie daher nach dem Verständnis

von Thomas S. Kuhn keine ‚reife Wissenschaft‘ sei. Ohne einen „besonderen analytischen Anspruch“ (ebd.: 320) zu erheben, attestiert Gerhards der zeitgenössischen Soziologie in Deutschland einerseits einen „Vergangenheitsbezug“ (ebd.: 317) und aufgrund der Zahl nicht-deutschsprachiger Texte andererseits eine recht hohe internationale Ausrichtung (ebd.: 318). Abschließend befindet Gerhards, „dass es mit einer Paradigmatisierung der Soziologie und einer Akkumulation von Erkenntnissen nicht gut bestellt ist“ (ebd.: 320). Im Interesse der Studierenden und aufgrund der expandierenden und unkontrollierten Publikationspraxen „täte das Fach gut daran, [...] einen Kanon an wirklich lesenswerten Texten zu bestimmen“ (ebd.: 321). Um ‚das Fach‘ zu adressieren, schlägt Gerhards eine umfangreiche Umfrage unter Mitgliedern der DGS vor.

Die Ergebnisse einer solchen Umfrage würden hinsichtlich der Berücksichtigung nicht-männlicher, potenziell kanonischer Soziolog_innen interessante Hinweise bieten, denn eine Tendenz ist bereits zu erkennen. Gerhards widmet sich an keiner Stelle seines Textes Aspekten des Geschlechterverhältnisses. Die von ihm erhobene Top Ten (elf Texte und zehn Autoren) listet aber ausschließlich männliche Autoren. Auch in der erweiterten Liste wird dieses Bild bestätigt (vgl. Gerhards 2014b). 40 Autor_innen wurden von Gerhards Kolleg_innen mehr

als einmal genannt, wobei teilweise mehrere Werke eines Autors addiert wurden oder es sich um mehrere Autoren eines Textes handelt. Unter den 40 Autor_innen befinden sich drei Frauen, wovon keine mehr als zwei Nennungen erhielt: Theda Skocpols *States and Social Revolution* von 1979, Michèle Lamonts *Money, Morals, and Manners* von 1992 und Alice Sullivans Aufsatz *Cultural Capital and Educational Attainment* von 2001. Von ‚Gründermüttern‘ der Disziplin kann aufgrund der disziplingeschichtlich relativ späten Entstehungsjahre ebenso nicht ausgegangen werden. Der jüngste Text in der von Gerhards erfragten Top Ten ist von 1990 (vgl. Gerhards 2014a: 317).

Die an Gerhards orientierte Studie von Lenger et al. (2014) fragt nach den Lese- und Anwendungspräferenzen von Soziologiestudierenden in Deutschland. Die Ergebnisse der Befragung von 2.218 Studierenden bestätigen die Erkenntnisse zur schwachen Homogenisierung und der Tendenz zur präferierten Lektüre von ‚Klassikern‘. Studierende arbeiteten jedoch verstärkt an und mit deutschsprachigen Soziolog_innen. Obwohl zwischen den universitären Standorten Unterschiede bestünden, erkennen die Autoren klare Parallelen zwischen Studierenden und den von Gerhards befragten Professor_innen (vgl. ebd.: 456f.) Die Autoren erwähnen en passant jedoch noch eine weitere Parallele: „Gemeinsam ist beiden Listen zudem die eklatante

Ausblendung weiblicher Autor*innen, die in diesem Ausmaß bemerkenswert ist“ (ebd.: 457). Unter den 29 angeführten Soziolog_innen, deren Arbeiten die befragten Studierenden am häufigsten verwenden, ist mit Judith Butler auf Platz 21 nur eine Frau zu finden. Lediglich etwa die Hälfte der Befragten (49,1 %) kannten Butler überhaupt (vgl. ebd.: 453f.).

Abschließend bekräftigen die Autoren vor dem Hintergrund des universitären Wandels die Forderung nach einer breiten Befragung von Soziolog_innen in Deutschland und möchten die „Erarbeitung (unverbindlicher) Lehrinhaltsempfehlungen für das grundständige Soziologiebachelorstudium“ (ebd.: 460) geprüft wissen. Ziel einer weiterführenden Diskussion solle sein, „die Stellung der Soziologie als sozialwissenschaftliches Basisfach zu stabilisieren und weiter auszubauen“ (ebd.: 460). Wie empirische Grundlagen einer solchen Diskussion nicht produziert sein sollten, zeigt Holzhauser in ihrer Methodenkritik (2015) zur Debatte. In diesem Zuge merkt sie zwar die Nichtthematisierung der „nach wie vor existierende[n] Männerorientierung“ (ebd.: 52) bei Gerhards und Lenger et al. an, ihre Beschäftigung mit Gerhards Beitrag diene aber lediglich „exemplarisch zur Analyse zentraler methodischer Forderungen an empirische Untersuchung“ (ebd.: 36). Auch Holzhauser geht es weniger um eine dis-

ziplinäre Reflexion über problematische Mechanismen und Effekte des Kanonischen als vielmehr um eine methodisch nachvollziehbare Erhebung.

Reckwitz (2002) sieht die Notwendigkeit eines Kanons interessanterweise gerade im Charakter der Soziologie als multiparadigmatische und textorientierte Disziplin, warnt jedoch vor Schranken für Neues und/oder Abweichendes. Die angesprochene Tradition und Geschichte der Soziologie entzieht sich dabei hingegen einer objektiven Erfassung und nüchternen Beschreibung, weil „Tradition is [...] not merely what the past leaves us. It must always be understood as selective tradition“ (Pollock 1999: 10). Auch Kaesler deutet soziologische Traditionsarbeit in eben diese Richtung:

Der Gedanke, daß es keine ‚geborenen‘ Klassiker, sondern nur ‚gemachte‘ gibt, verweist darauf, daß es weniger das Verdienst früherer, sondern eher das Bedürfnis heutiger Soziologen ist, welches die ‚Klassizität‘ historischer Vordenker begründet. (Kaesler 1998)

Fragen an die jeweils aktuellen Entstehungs- und Verbreitungsbedingungen werden nun fokussiert.

Implizite Ausschlussmechanismen kanonischer Formate

Der jetzige Stand der Debatte um einen soziologischen Lehrkanon beinhaltet ein Privileg. Dass überhaupt die paradigmatische Frage nach seiner konsensualen

Bildung diskutiert werden soll, bedeutet, dass (noch) konstruktiv und frühzeitig auf strukturelle Bedingungen hingewiesen werden kann. Arbeiten zu anderen, gefestigteren Kanons können hierbei der frühzeitigen Identifikation von Fehlschlüssen dienen. Über einen hegemonialen Kanon der Kunstgeschichte schreibt Pollock etwa: „What is thus obscured is the active process of exclusion or neglect operated by the present-day makers of tradition“ (1999: 10).

Der Kanon sage nicht nur etwas über Produktionsbedingungen von Kunst aus, sondern liefere auch Hinweise über die sozialen Strukturen, Differenzkategorien und Machtverhältnisse, aus denen der Kanon generiert, gefestigt und mythologisiert werde.

Zwar analysiert Pollock die kulturelle Genese von und die gesellschaftlichen Konflikte um einen Kanon der Künste, ihre Annahmen lassen sich jedoch auch auf andere Bereiche der Gesellschaft erweitern, wenn sie beispielsweise grundlegend annimmt, dass „the canons of various cultural practices establish what is unquestionably great, as well as what must be studied as a model“ (ebd.: 3). Besonders der Einfluss auf die Aus- und Weiterbildung neuer Generationen (vgl.: Thomas/Kukulan 2004) schließt an die Diskussion um soziologische ‚Klassiker‘

an, wenn ein homogenisierter Lehrkanon für die heterogene Landschaft der Bachelor- und Masterstudiengänge im Mittelpunkt steht.

Pollocks Kritik zielt auf die Selektivität und die Einschluss-/Ausschlussmechanismen eines Kanons, wovon sie eine gängige und eine weitergehende Konsequenz ableitet: (1) Der etablierte Kanon sollte um beispielsweise nicht-weiße,

nicht-westliche, nicht-männliche Positionen erweitert werden, auch wenn dies zu ständigen Gegenreaktionen aus dem ‚Inneren‘ des Kanons führe. Jene Reaktionen zur Sicherung von hegemonialen Positionen bedienen sich dabei einer Argumentation, die tief in die

Idee demokratischer Öffentlichkeiten eingelassen ist. So beschreibt Jürgen Habermas Genese und Wandel der bürgerlichen Öffentlichkeit als „die Sphäre der zum Publikum versammelten Privatleute“ (1990: 86), die sich über freien und allgemeinen Zugang konstituiert und Angelegenheiten von allgemeinem Interesse thematisiert. Nancy Fraser kritisiert Habermas einschlägige Konzeption der liberalen bürgerlichen Öffentlichkeit als ein „normatives Ideal“ (2001: 149), das jedoch nicht nur in seiner empirischen Nichtverwirklichung einer uto-

„What is thus obscured is the active process of exclusion or neglect operated by the present-day makers of tradition.“
(Pollock 1999: 10)

pischen Verheißung verhaftet geblieben sein muss. Das Modell „entsprach auch einer ideologischen Vorstellung, die die Aufgabe hatte, eine aufstrebende Form der Klassenherrschaft (und Rassenherrschaft) zu legitimieren“ (ebd.: 119). Der formal und rechtlich gesicherte, allgemeine Zugang sowie die egalitäre Situation im vernunftorientiert diskutierenden Publikum hält Fraser für das Fundament einer „Publizitätsnorm“ (ebd.: 122). Kategorien wie Class/Race/Gender sollen in der öffentlichen Sphäre – dem Ideal nach – als partikularistisch ‚ausgeklammert‘ werden. Nicht nur, dass diese Ausklammerung von sozialen Vorbedingungen als empirisch inexistent erklärt werden muss, Fraser weist sogar auf die negativen Folgen für subalterne gesellschaftliche Gruppen in jener Konzeption einer angeblich egalitären Sphäre hin (vgl. ebd.: 121–127). Aufgrund dieser Kritik befürwortet Fraser anstatt einer fiktiven Ausklammerung von sozialen Kontextbedingungen, „die Ungleichheiten zu entklammern, in dem man sie ausdrücklich thematisiert“ (ebd.: 124, Schreibw. i. Orig.; vgl. Sprague 1997: 100ff.; Connell 1997). Im Sinne einer solchen Entklammerung argumentiert mein Text zu einer innerdisziplinären Diskussion um einen soziologischen Lehrkanon.

Neben dem mühsamen Ringen führt das Einfordern von Plätzen im ‚Inneren‘ von Kanons laut Pollock außerdem zur Verfestigung von hierarchisierenden Diffe-

renzkategorien und Wissensstrukturen (2). Sie beschreibt deshalb als weitergehende Strategie, kanonische Formate aufzulösen und für die Relevanz aller kulturellen Produkte zu streiten (1999: 6). Diese Forderung nach einer Abschaffung des Kanons gestaltet sich meines Erachtens mindestens im derzeitigen universitären Lehrbetrieb mit formalisierter Leistungszertifizierung problematisch. Der Hinweis kann aber für einen reflektierten Umgang mit Semantiken des Kanonischen genutzt werden. Das absolute Ziel der Abschaffung solle allerdings nicht als Entschuldigung für einen Rückzug aus den institutionellen Konflikten um einen Kanon dienen. Pollock bezieht sich hier zwar immer noch auf einen kunsthistorischen Kanon, die konkreten beruflichen und existenziellen Folgen sind aber auch auf den sozialwissenschaftlichen Betrieb übertragbar:

We can not simply decamp [from the professionalised disciplinary modes of art history]. That would leave artists to the effects of art history’s canonising discourses, which, in real terms, may seriously damage chances of being able to work and live as an artist if you belong to a non-canonical social group. (Pollock 1999: 12)

Selbst wenn Geschlechterkategorien als Voraussetzung von Privilegierung und Diskriminierung erkannt werden, sollte (vorerst) nicht darauf verzichtet werden, auf Ungleichverteilungen aufmerksam

„Das absolute Ziel der Abschaffung solle allerdings nicht als Entschuldigung für einen Rückzug aus den institutionellen Konflikten um einen Kanon dienen.“

zu machen und Strategien gegen Unterrepräsentationen zu entwickeln. In dieser Ambivalenz bewegte sich bereits die von mir vorgenommene ‚Aufzählung‘ des Geschlechterverhältnisses in den bisherigen Umfrageergebnissen. Zur ‚Identifikation‘ ‚des‘ ‚Geschlechts‘ von Autor_innen nutzte ich Namen, Personalpronomen oder geschlechtsdefinierende Professionsbezeichnungen in den Autor_innenangaben.

Ausblick: Wie bildet sich ein Kanon – strukturell?

Der abschließende Punkt, der in ähnlicher Weise in der Pollock’schen Ambivalenz verortet bleibt, ist von einem Erhebungsaspekt von Lenger et al. in ihrer Befragung von Studierenden inspiriert. Um eine Vorauswahl an möglichen Kandidat_innen abzusichern, orientierten sich die Autoren an drei Überblicksbüchern zu soziologischen ‚Klassikern‘ (2014: 451; vgl. zu Lehrbüchern Barlösius 2004). Ein Blick in die Inhaltsverzeichnisse dieser Sammelbände von Kaesler (2005; 2006a; 2007) lässt das ungleiche Geschlechterverhältnis weniger ‚bemerkenswert‘, sondern beinahe als selbsterfüllende Prophezeiung erscheinen. Die

41 individuell besprochenen Soziologen sind ausschließlich männlich, lediglich für das Kapitel ‚Neue Historische Soziologie‘ (vgl. Kaesler 2005) findet sich mit Theda Skocpol im Inhaltsverzeichnis eine Soziologin. Doch nicht nur auf der inhaltlichen Ebene sind wenig Soziolog_innen vertreten: Unter 52 Autor_innenangaben der Sammelbände finden sich zwei Frauen. Um einen Kanon zu verstehen, müssen, wie schon erwähnt, auch seine zeitgenössischen Entstehungsbedingungen befragt werden.

Die Ergebnisse aus dieser Stichprobe bedürfen sicherlich einer genaueren Prüfung des Geschlechterverhältnisses in sozialwissenschaftlichen Publikationen. Was allerdings als Hinweis für die strukturellen Bedingungen für Publikationsinhalte und -tätigkeiten herangezogen werden kann, sind Angaben zur Sozialstruktur professioneller Soziolog_innen. Steffen Mau und Denis Huschka haben für Soziologieprofessuren im Jahr 2009 einen Frauenanteil von lediglich 25 % (mit steigender Tendenz) erheben können (2010: 755; vgl. weiter Möller 2013) und schließen daraus:

Wozu sich die Daten und Befunde in

jedem Fall eignen, ist eine Reflexion zu möglichen innerfachlichen und institutionellen Bedingungen akademischer Karrieren und der Möglichkeiten, diese zu beeinflussen. (Ebd.: 764)

Auch diese Reflexion sollte einen konstruktiven und soziologisch informierten Aspekt in der Diskussion um einen Lehrkanon der Soziologie darstellen, historische Analysen der gesellschaftlichen Bedingungen früher Soziologinnen eingeschlossen (vgl. Honegger/Wobbe 1998a: 14). Darauf aufbauend sollte nach Claudia Honegger und Theresa Wobbe versucht werden, „die Mechanismen des Vergessens oder Abdrängens dieser Frauen aus dem akademischen Kanon zu erklären“ (ebd.).

Zur Einführung in die von ihm herausgegebenen Klassiker-Bände stellt Kaesler klar, „daß eine Klassikerauswahl wie die hier vorgelegte [gemeint sind Kaesler 2006a; 2007] das Gegenteil von repressiver Exklusivität darstellt. Allein durch die disziplinäre Absprache darüber, was wichtig und gut ist, was man lesen, wovon man sprechen sollte, kann innerwissenschaftliche Öffentlichkeit hergestellt werden“ (2006b: 13). ‚Öffentlichkeit‘ muss aber nicht, daran möchte ich mit meinem an Fraser orientierten Einwurf erinnern, an sich schon ein Gütekriterium für diskriminierungs- und marginalisierungsfreie Praxen sein. In einer wiederum älteren Quelle (Calhoun/Land 1989) lassen sich die Ergebnisse

aus einem Symposium zu einem anderen soziologischen Handbuch – Neil Smelters *Handbook of Sociology* – und praktische Anleitung für kanonisierende Praxen finden, die noch bei den aktuellen Überlegungen aufschlussreich sein können: Craig Calhoun und Kenneth Land formulieren in ihrer editorischen Einleitung, dass nicht eine oder wenige Personen für die anspruchsvolle Erarbeitung einer kanonischen Übersicht verantwortlich sein sollten (vgl. ebd.: 475). Die aus dem Symposium entstandenen „guidelines“ für damals zukünftige Handbücher schlagen vor, „editors of future handbooks would be well advised to form advisory editorial boards composed of members from diverse specialties of the discipline, schools of thought, and geographical regions. Not only would this help to reduce lacunae in the content of a handbook, but it also would provide a mechanism for identifying potential authors who might otherwise not be considered“ (ebd.: 477).

Da nach Kaesler die Klassikerauswahl ein fortlaufender und damit immer aktueller Prozess ist (2006b: 15), eröffnet sich eben auch in der jetzigen Debatte um einen soziologischen Lehrkanon wieder die Möglichkeit, diesen innerdisziplinären Diskurs auf differenzierte, transparente und diskriminierungssensible Weise zu führen (vgl. Barlösius 2004: 540). Anstatt nun aber ausschließlich eine umfangreiche und saubere Erhebung zu

konzipieren, könnten einerseits mehr Forschungsprojekte zu nicht-männlichen/nicht-weißen/nicht-bürgerlichen/nicht-westlichen Soziolog_innen in Geschichte und Gegenwart initiiert werden. Andererseits könnten sozialstrukturell und innerdisziplinär heterogene Zusammenhänge dauerhaft Empfehlungen für die soziologische Grundlagenausbildung erarbeiten, die weniger auf einen monolithischen Kanon als vielmehr auf eine differenzierte Übersicht der ‚multiparadigmatischen‘ Soziologie und ihrer pluralen, internationalen Forschungsgemeinde abzielen sollten. Mit einem Blick auf die eigene Verfasstheit würde die Soziologie darüber hinaus zeigen, inwieweit sich ihre theoretischen und methodischen Mittel anbieten, um invisibilisierte und mythologisierte Ausschlussmechanismen der Gesellschaft zu erkennen und in implizite Strukturen der Wissensproduktion zu intervenieren.

Für Kritik, wichtige Hinweise und Motivation danke ich Hannelore Bublitz, Anne Koppengur, Sebastian Lemme, Julia Scheurer sowie der Redaktion und den anonymen Prüfer_innen des Soziologiemagazins.

ZUM AUTOR

Paul Buckermann, 29, hat Soziologie und Politikwissenschaft in Bielefeld studiert. Am Paderborner Graduiertenkolleg Automatismen – Kulturtechniken zur Reduzierung von Komplexität promoviert Buckermann an der Schnittstelle von Kunstsoziologie und Quantifizierungsforschung. Seine Forschungsinteressen liegen zwischen Kunst, Kunstbetrieb und Kommunikation.

LITERATUR

Barlösius, Eva (2004): „Klassiker im Goldrahmen“ – Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker. In: Leviathan, Jg. 32/4, S. 514–542.

Calhoun, Craig J./Land, Kenneth C. (1989): ‚Editors‘ Introduction. Symposium on Neil Smelser’s Handbook of Sociology, 1988. In: Contemporary Sociology, Jg. 18/4, S. 475–477.

Connell, Raewyn (1997): Why Is Classical Theory Classical? In: American Journal of Sociology, Jg. 102/6, S. 1511–1557.

Fraser, Nancy (2001): Neue Überlegungen zur Öffentlichkeit. Ein Beitrag zur Kritik der real existierenden Demokratie. In: Fraser, Nancy: Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 107–150.

Gerhards, Jürgen (2014a): Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? In: Soziologie, Jg. 43/3, S. 313–321.

Gerhards, Jürgen (2014b): Anhang zu Gerhards 2014a. Online verfügbar unter: <http://www.polsoz.fu-berlin.de/soziologie/arbeitsbereiche/makrosoziologie/mitarbeiter/lehrstuhlinhaber/dateien/Anhang-Gerhards-Top-Ten-in-Soziologie-2014--43--Heft3.pdf?1401194623> (14.03.2015).

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Holzhauser, Nicole** (2015): Warum die Flugzeuge nicht landen? Einige Bemerkungen zu „Top Ten Soziologie“. *Wissenschaft und Pseudowissenschaft*. In: *Soziologie*, Jg. 44/1, S. 33–55.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa** (1998a): Einleitung. Frauen in der kognitiven und institutionellen Tradition der Soziologie. In: Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (Hrsg.): *Frauen in der Soziologie*. Neun Porträts. München: C.H. Beck, S. 7–27.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa** (1998b): Frauen in der Soziologie. Neun Porträts. München: C.H. Beck.
- Kaesler, Dirk** (1998): Den Herrenklub einreißen. Blinde Flecken in der Wissenschaft: Die großen Soziologinnen bauten nicht einfach ein Frauenhaus an das Gebäude ihrer Disziplin an. Besprechung von Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa (Hrsg.) 1998: *Frauen in der Soziologie*. Neun Portraits. In: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 15.06.1998, Nr. 135. Online verfügbar unter: http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezension-sachbuch-den-herrenklub-einreissen-11301550.html?printPage&article=true#pageIndex_2 (14.03.2015).
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2005): *Aktuelle Theorien der Soziologie*. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne. München: C.H. Beck.
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2006a): *Klassiker der Soziologie*. Band I: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: C. H. Beck.
- Kaesler, Dirk** (2006b): Was sind und zu welchem Ende studiert man die Klassiker der Soziologie. In: Ders. (Hrsg.): *Klassiker der Soziologie*. Band I: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz. München: C. H. Beck, 11–38.
- Kaesler, Dirk (Hrsg.)** (2007). *Klassiker der Soziologie*. Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens. München: C.H. Beck.
- Lenger, Alexander/Rieder, Tobias/Schneickert, Christian** (2014): Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. In: *Soziologie*, Jg. 43/4, S. 450–467.
- Mau, Steffen/Huschka, Denis** (2010): Who is who? Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 62/4, S. 751–766.
- Möller, Christina** (2013): Wie offen ist die Universitätsprofessur für soziale Aufsteigerinnen und Aufsteiger? Explorative Analysen zur sozialen Herkunft der Professorinnen und Professoren an den nordrhein-westfälischen Universitäten. In: *Soziale Welt*, Jg. 64, S. 341–360.
- Pollock, Griselda** (1999): *Differencing the Canon. Feminist Desire and the Writing of Art's Histories*. London & New York: Routledge.
- Reckwitz, Andreas** (2002): Der soziologische ‚Kanon‘: Disziplinierung oder Grenzüberschreitung? *Sammelbesprechung*. In: *Soziologische Revue*, Jg. 25, S. 247–257.
- Sprague, Joey** (1997): Holy Men and Big Guns: The Can[n]on in Social Theory. *Gender & Society*, Jg. 11, 88–107.
- Thomas, Jan E./Kukulan, Annis** (2004): ‚Why Don't I Know about these Women?‘ The Integration of Early Women Sociologists in Classical Theory Courses. In: *Teaching Sociology*, Jg. 32, S. 252–263.